

Stephan Landis

Anderswohin

13 Dienstreisen
durch die Bibel



T V Z

Stephan Landis

Anderswohin

T V Z

Stephan Landis

Anderswohin

13 Dienstreisen durch die Bibel

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Evangelisch-
Reformierten Landeskirche des Kantons Zürich.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem
Strukturbeitrag für die Jahre 2019–2020 unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann, Zürich

Unter Verwendung des Bildes «Jacob's Ladder» von William Blake,
[wikimedia commons](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Jacob's_Ladder.jpg)

Druck

Rosch-Buch, Schesslitz

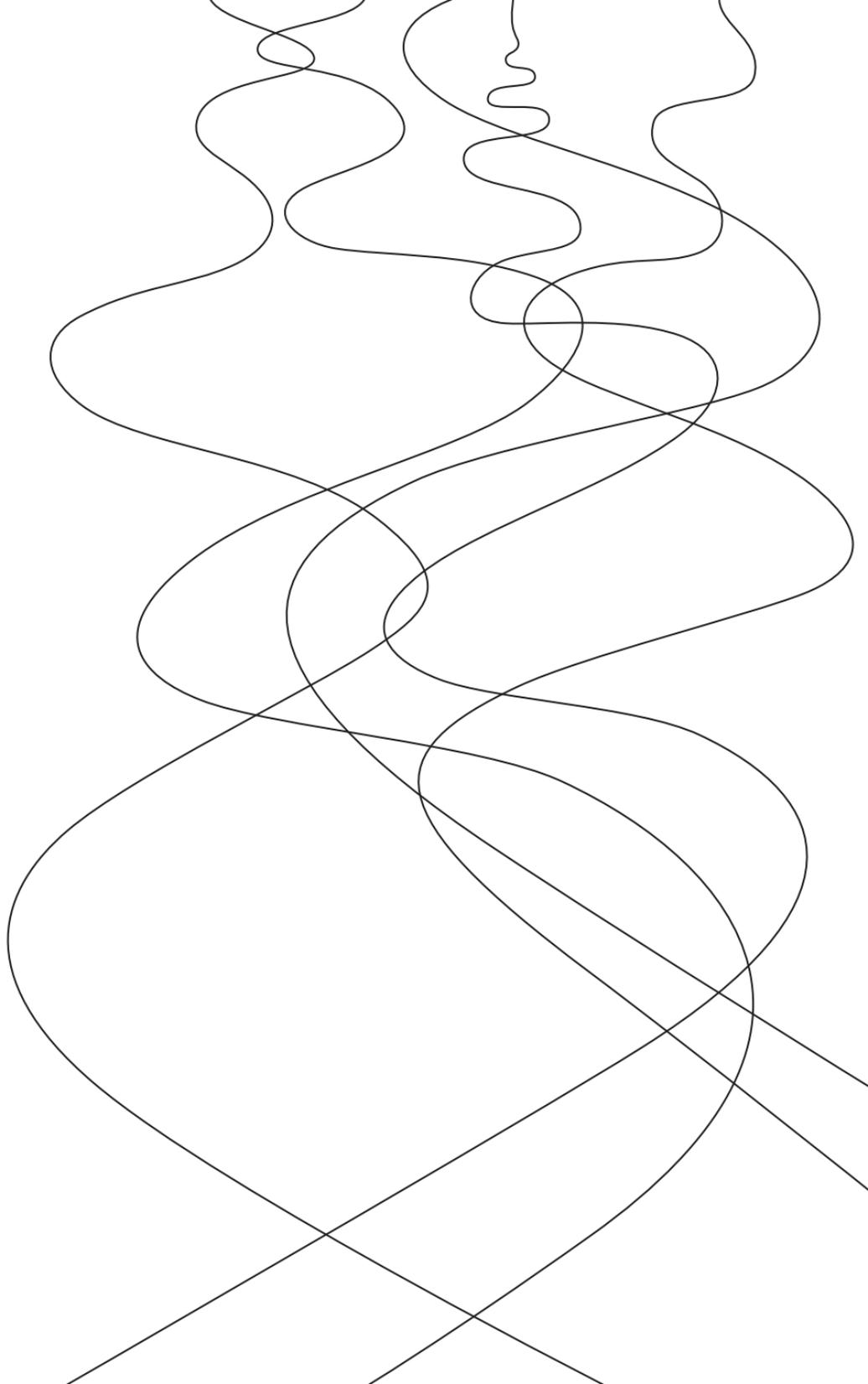
ISBN 978-3-290-18245-8

© 2019 Theologischer Verlag Zürich

www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte vorbehalten

Für Renate und alle,
die das Buch ermöglicht haben.



Inhalt

<i>Einführung: Werner Kramer</i>	9
King Lear	15
Gott als Theatermensch	23
Der Riss durch die Schöpfung	29
Die Stimme der Turteltaube	37
Erstarrte Lava	43
Wohnen in der Möglichkeit	49
Ist die Liebe die Grösste?	55
Im Schlaf	61
Anderswohin.....	67
Religion light	73
Grösser als die Kirche	79
Den Rahmen zurücklassen.....	85
Dann werde ich spielen.....	91
<i>«Die Auferstehung dürfen wir uns gönnen» – Stephan Landis im Gespräch mit Bigna Hauser und Matthias Böhni</i>	97
<i>Textnachweise</i>	104

Werner Kramer

Einführung

I. Einige der Texte, die Stephan Landis für dieses Buch zusammengestellt, habe ich in den letzten Jahren in Fluntern als Predigten gehört. Sie riefen eigene Erfahrungen wach, und es entstand ein innerer Gedankenaustausch mit dem Verfasser. Die Anschaulichkeit seiner unverbrauchten poetischen Sprache, das Beleuchten biblischer Worte durch dichterische Texte, die Weite der Perspektive in eine offene Zukunft und die Freiheit, die der Prediger den Hörerinnen und Hörern gewährt, empfand ich als Wohltat.

Beim Hören hatte ich immer wieder den Eindruck, diese Texte würden auch in schriftlicher Form ihre Leser und Leserinnen ansprechen. Denn sie sind nicht wie typische Predigten aus einer bestimmten aktuellen Situation entstanden und konzipiert. Hier kreist jeder Text um ein Grundthema menschlicher Erfahrung, das in der Zusammenschau von Bibel, Dichtung und Erfahrung beleuchtet und vertieft wird. So haben die Texte im besten Sinn des Wortes literarischen Charakter, der die Zeit überdauert. Deshalb ermunterte ich Stephan Landis, die Texte einem weitem Kreis von Menschen in schriftlicher Form zuzustellen, auch solchen, die kaum noch Gottesdienste besuchen. Es sind Texte, die zum Lesen einladen und durch ihren Gehalt und ihre Form in ihren Bann ziehen.

II. Stephan Landis formuliert in einem der Texte die Gedanken, die ihn beim Auslegen der Bibel leiten:

Ich habe in den letzten Jahren die Bibeltex-te am Wegrand immer mehr lieben gelernt. Texte, die begleiten und inspirieren, ohne uns mit Dogmen zu beschweren. Texte, die schillern, die überraschen und ihre Farben ändern wie die Malven in und ausserhalb unserer

Gärten. Ihre leicht bewegten Blüten können auch einen frischen Gegenwind begleiten. Einen Kontrast zu den überzüchteten Pflanzen der Theologie mit ihrem schweren Aroma. Gerade das reformatorische «Schrift allein» kann die Luft ja doch auch stickig machen.

Die Wahrheit einer Aussage entscheidet sich nicht bei dem, der sie äussert; sie entscheidet sich überhaupt nicht an der Quelle, und sei sie noch so heilig. Nein, sie entscheidet sich bei denen, die sie hören. Ob nun Luther oder Zwingli spricht, die Bibel oder ein Gedicht: Nichts nimmt uns ab, uns eine eigene Meinung zu bilden. Jede Theologie muss sich an unserer Lebenserfahrung messen lassen oder daran, ob sie eine Hoffnung zulässt, die unsere Erfahrung sprengt.

Diese beiden Abschnitte zeigen, was Leserinnen und Leser dieses Buches erwarten können: Texte eines Verfassers, der die biblischen Texte liebt. Texte eines Verfassers, der Vorbehalte hat gegenüber Dogmen und theologischen Formulierungen. Texte eines Verfassers, der selbst eine unverbrauchte, bildhafte, ja poetische Sprache spricht und schreibt.

III. Die Leserinnen und Leser dieses Buches werden immer wieder erfahren, dass die Texte das einlösen, was Stephan Landis anspricht – immer wieder überraschend, bereichernd, beglückend.

Erstens: Wenn ich die Texte von Stephan Landis höre oder lese, bin ich umgeben von poetischer Sprache, von Gedichten, die ihm nahe sind. Von Bildern, die in eigenen Erfahrungen auftauchen. So heisst es in einem seiner Texte:

Gute Bilder tragen weit. Und damit meine ich nicht nur gezeichnete, gemalte, fotografierte Bilder, sondern auch die Bilder der Sprache, die man Metaphern nennt [...] Bilder lassen uns die Welt und unser Leben neu sehen. Sie informieren nicht einfach, sondern sie

bewegen. Manchmal überfällt mich ein Sprachbild richtiggehend und lässt die Gedanken sprudeln, öffnet Türen, weckt Hoffnungen.

Genau so ist es mir mit den Texten von Stephan Landis ergangen. Assoziationen haben sich eingestellt, Türen zu neuen Räumen sind aufgegangen, ich konnte frei atmen. Begriffssprache hat diese Kraft nicht.

Zweitens: In den Texten von Stephan Landis bin ich vielen Zitaten von Dichterinnen und Denkern begegnet: von Heraklit, Hesiod und andern antiken Autoren, vor allem aber englischsprachigen Dichtern und Dichterinnen, wiederholt von Shakespeare und immer wieder von Autorinnen und Autoren aus der englischen Romantik und ihren Nachkommen. Wenn er aus diesen Werken zitiert, geht es ihm nicht darum, mit einer umfassenden Bildung zu glänzen. Er zitiert, was ihn erfüllt, wenn dadurch neues Licht auf sein Thema oder ein Bibelwort fällt. Das waren für mich jedes Mal überraschende Sternstunden.

Eindrücklich war dies bei der Geschichte der Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies, einer Geschichte, die in der christlichen Tradition mit den Stichworten Sündenfall oder Erbsünde belastet ist. Stephan Landis beleuchtet die Geschichte mit den letzten Versen von John Miltons «Verlorenem Paradies», das ein anderes Bild als die Vertreibung unter dem ewigen Fluch der Erbsünde zeichnet.

Ja, die Zitate der Dichter, Dichterinnen und Denker in den Texten von Stephan Landis sind nicht schmückende Beigabe, sondern starkes Licht, das scheinbar vertraute Geschichten der Bibel im Ganzen oder in Einzelheiten neu sehen lässt. Ich bin dankbar für diese verändernden Blicke.

Drittens: Ich verdanke den Texten von Stephan Landis eine Bereicherung und Klärung meiner Vorstellungen des Reiches Gottes. Das nahe gekommene Reich Gottes ist das Zentrum der Verkündigung von Jesus und hat den Charakter eines verborgenen Cantus firmus in den Texten von Stephan Landis. Verblüffend ist für mich, wie er den schwierigen Satz aus dem Markus-

evangelium «Wer glaubt, dem ist alles möglich» mit dem Reich Gottes zusammensieht.

Der Satz heisst eben nicht bloss: Wer glaubt, kann alles, sondern: Wer glaubt, dem erscheint alles möglich. Die Welt ist dann keine feste Struktur, sondern eine Einladung zur Kreativität. Dieser Glaube macht den Horizont weit und lässt uns freier atmen. Es ist die Weite, die Jesus in seinen Gleichnissen und Geschichten vom Gottesreich aufzutut.

Dazu zitiert er den Anfangsvers eines Gedichts von Emily Dickinson: «I dwell in possibility – Ich wohne in der Möglichkeit.»

Nicht das Reich der Wirklichkeit muss unser Leben bestimmen, weder meine Vergangenheit noch meine Herkunft, in die ich scheinbar eingebunden bin. Alles ist offen für das Leben im Reich der Möglichkeit, und dies immer wieder neu.

Viertens: Berührt hat mich, wie klar – auch kritisch – in den Texten von Stephan Landis der Blick auf Religion, Theologie, Kirche gerichtet ist.

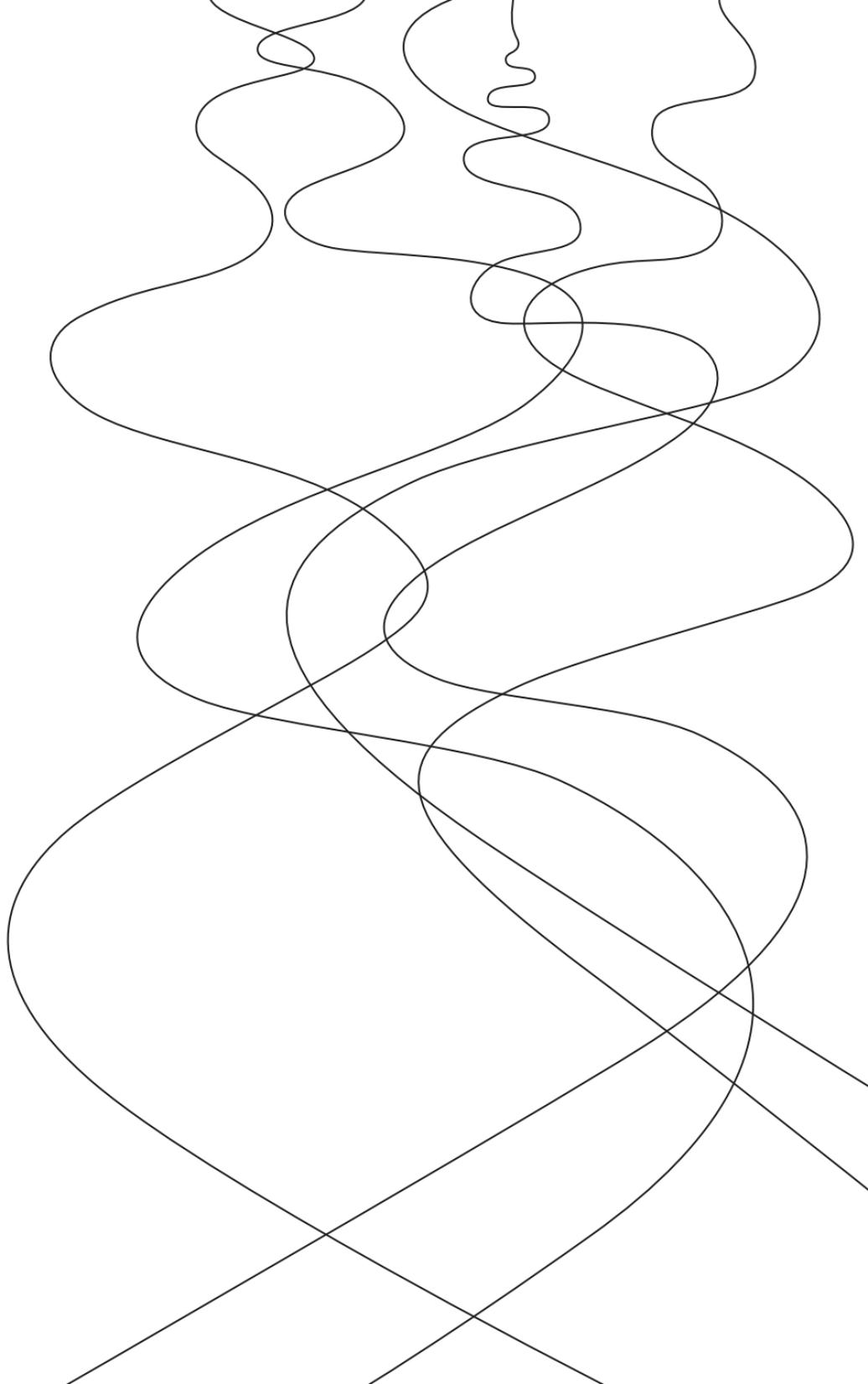
Grundlegend, ja selbstverständlich ist, dass christliche Religion, christliche Kirchen, christliche Theologie gemäss der Verkündigung Jesu dem Reich der Möglichkeit verpflichtet sind. Das würde bedeuten: ausgerichtet sein auf das Jetzt und die Zukunft, bereit sein für Veränderung, Menschfreundlichkeit leben, Schwache stärken, Kreativität beweisen bei der Wegsuche in die Zukunft, bereit sein, Risiken einzugehen.

Immer wieder hat Stephan Landis aber den Eindruck, dass Religion, Kirche, Theologie im Reich der Wirklichkeit wohnen, an der Vergangenheit orientiert sind, konservativ im Festhalten am Bestehenden. Er nennt plausible Gründe: Ihre Ursprungsmythen liegen in der Vergangenheit, die kultische Praxis ist durch Traditionen gesichert und sanktioniert. Ihre Dogmen zementieren eine vergangene Stufe des Erkennens. Institutionen haben ein grosses Beharrungsvermögen. Das alles sind Hindernisse für ein Wohnen im Möglichen. Stehen wir heute an einem Wendepunkt?

Heute stehen wir am Ende dieser Epoche der christlichen Religion. Einer Epoche, in der eine Hierarchie, eine Struktur, das religiöse Leben der Christinnen und Christen weitgehend prägte. Viele von ihnen haben erlebt, wie sich das verändert hat. Sie erlebten mit, wie sich alte Selbstverständlichkeiten auflösten; im Kirchenbesuch etwa, in der schwindenden Bedeutung des Kirchenjahrs, vor allem: Die Gemeinden sind kleiner geworden.

Niemand kann sagen, wie es weiter geht. Stephan Landis nimmt Stichworte von Joachim Fiore, einem mittelalterlichen Theologen des 12. und 13. Jahrhunderts auf: Dieser spricht von einer neuen Epoche der Kirche. Nach dem Zeitalter des Vatergottes und nach jenem des Sohnes und der Kirche sieht er eine neue Epoche des Heiligen Geistes kommen. Der Heilige Geist, der im einzelnen Menschen wirkt. Wäre das die Ablösung der Kirchen und Grossstrukturen durch die Einzelmenschen und ihre Spiritualität und durch kleine Gruppen christlicher Individualisten, die ihre Spiritualität leben und teilen? erinnert dies nicht an Entwicklungen und Erscheinungen, die wir heute, im Zeitalter der Individualisierung, da und dort um uns herum erleben?

Natürlich entwickelt Stephan Landis in seinen Texten keine Programme, aber diese Hinweise zeigen, wie er mich durch seine Stichworte auf den Weg geschickt hat. Ich bin dankbar für seine Impulse. Es lohnt sich, seine Texte zu lesen und wieder zu lesen. Das ist ein Vergnügen. Die Texte beleben mich durch ihre Vielfalt und Schönheit. Es geht mir Neues auf.



King Lear – ein Gott stirbt

30. Januar 1649, an einem kalten Wintertag. An diesem Tag wurde in London ein kleiner, feingliedriger Mann auf eine Bühne aus Holz geführt. Man hatte sie direkt vor einem Prunkbau des englischen Königspalasts als Hinrichtungsstätte errichtet. Der kleine Mann war König Charles I., der sich mit seinem Parlament überworfen und einen Bürgerkrieg angezettelt hatte. Er wurde zum Block geführt und vom Scharfrichter mit dem Beil enthauptet. 150 Jahre vor der Französischen Revolution hat England seinen König hingerichtet und sich zur Republik erklärt.

Doch als das Beil fiel, so wird erzählt, ging ein Stöhnen durch die Menschenmenge, die sich um die Bühne versammelt hatte. Als wäre ganz England in diesem Moment unter Schock gestanden; nicht nur wegen der staatlich verordneten Gewalttat, sondern weil man hier nicht einen gewöhnlichen Menschen hingerichtet hatte. Man hatte einen König von Gottes Gnaden getötet. Seine Krone war, so dachten er und viele Menschen der frühen Neuzeit, eine Gabe Gottes und Charles selbst dessen Inkarnation auf Erden. Seine Absetzung und Hinrichtung war ein Riss in der Dreiheit von Vater, König, Gott. Und diese Dreiheit hat unsere Kultur ebenso geprägt wie die Trinität von Gottvater, Sohn und Heiligem Geist. Vater, König, Gott waren für die Menschen Garanten für eine stabile Hierarchie, eine stabile Wahrheit. Wie sollte man ohne sie leben?

Das Seltsame ist, dass 43 Jahre vorher William Shakespeare das traumatische Ereignis quasi vorweggenommen hatte, in seiner Tragödie «King Lear». In diesem Stück lässt Shakespeare alle drei, Vater, König, Gott in die Krise geraten und sterben.

Die Geschichte beginnt wie im Märchen, in einem England vor England. Der König ist alt und möchte die Last des Regierens

und seinen Landbesitz an seine drei Töchter abgeben. Wer soll was bekommen? Lear lässt seine Kinder zum Liebeswettbewerb antreten. Wer liebt mich am meisten? Die beiden älteren Töchter übertreffen sich gegenseitig in Liebesbeteuerungen, die dritte aber, Cordelia, Vaters Liebling, kann nur etwas sagen: nichts, *nothing*. Ein Wort, das von diesem Moment an das Stück durchziehen wird. «King Lear» ist auch eine Meditation über dieses Wort: nichts. Liebe und sei still, sagt Cordelia zu sich selbst. Die wahre Liebe kann nicht anders, als sich dem Zwang zur Selbstdarstellung zu entziehen: dem Zwang dieser autoritären Struktur, dem Zwang, zu repräsentieren – statt einfach zu sein.

Doch nun entlädt sich über Cordelia der Zorn des beleidigten Königs und des törichten Vaters. Lear enterbt Cordelia und teilt ihren Anteil auf ihre beiden Schwestern auf. Cordelia verlässt das Land mit ihrem Mann, dem König von Frankreich, der sie trotz fehlender Mitgift heiratet.

Lear, der alle Machtmittel und Güter aus der Hand gegeben hat, vertraut darauf, dass die zwei älteren Schwestern ihn nach wie vor als Vater und König achten und ihn mit Ehren bei sich aufnehmen. Darin aber täuscht er sich. Der anspruchsvolle und Liebe fordernde Vater ist den Töchtern eine Last und ein Hindernis ihrer Ambitionen, und das lassen sie ihn schmerzlich spüren. Lear wird isoliert, bis nur noch zwei Treue ihn begleiten, einer davon sein Hofnarr. Dieser hält ihm mit bitterem Witz, der wehtut, seine Torheit vor: Dass er statt auf Realpolitik auf seine gottgegebene Königswürde vertraut hat. Indem er das Szepter freiwillig abgibt, liefert er sich dem Chaos des Überlebenskampfes aus – und der reicht bis in die Familie. Der Welt und den Menschen werden die Masken abgerissen: Hinter dem Eros lauert die Gier, hinter der Ehrfurcht der Ehrgeiz, und die Schöpfung ist mit dem Bösen im Bunde.

Von seinen älteren Töchtern verstossen, zieht der alte Mann schutzlos in einen aufkommenden Sturm hinaus. Auf der Heide ist er den Naturgewalten ausgesetzt. Zum ersten Mal erlebt er am eigenen Leib die Verletzlichkeit einfacher Menschen, der

Landstreicher und Bettler. «Fühl einmal, was Armut fühlt» (Lear, Akt III, Szene IV, V. 34).

Wenn uns alle Schutzhüllen weggenommen werden; auch die Hüllen der Seele, die unsere Identität ausmachen und von denen wir glauben, dass sie unlöslich mit uns verbunden sind, was bleibt? Als Lear sich einem nackten Bettler gegenüber sieht, reduziert sich für ihn das Bild der Menschen auf arme, gejagte Kreaturen.

Ist der Mensch nicht mehr als das? Betracht ihn recht. Du bist dem Wurm keine Seide schuldig, dem Tier kein Fell, dem Schaf keine Wolle, der Katze keinen Moschus. Drei von uns sind künstlich, du bist das Ding selbst. Der natürliche Mensch ist nichts mehr als ein armes, nacktes, gegabeltes Tier wie du.

Is man no more than this? Consider him well. Thou owest the worm no silk, the beast no hide, the sheep no wool, the cat no perfume. Ha! Here's three on 's are sophisticated. Thou art the thing itself. Unaccommodated man is no more but such a poor, bare, forked animal as thou art. (Lear, Akt III, Szene IV, V. 105–111)

Nicht mehr König, nicht mehr Vater, nur noch die nackte Existenz. Nun brechen auch in Lears verletzter Seele alle Dämme, sein Geist verwirrt sich, sein Personenkern zerfällt.

Lear wird im Stück einmal als *child-changed father* beschrieben in einem jener Sprachwunder Shakespeares, in denen Prägnanz und Mehrdeutigkeit bis in die Tiefen des Menschseins leuchten: denn *child-changed father* beschreibt, dass der Vater wieder zum Kind geworden ist, aber auch dass er ein Vater ist, den seine Kinder verwandelt haben, zu dem gemacht, was er nun ist. Für Lear ist die Welt, in der er gelebt hatte, in der er einst Vater und König war, hohl geworden. Hierarchien und Autoritäten gründen nur auf Macht und Gewalt, das Recht ist ein System, in dem ein Verbrecher den anderen bestraft.

Doch damit ist die Tragödie nicht zu Ende. Die guten Kräfte sind nicht verschwunden. Die dritte Tochter Cordelia, die Stille, die Wahre, die nicht heucheln kann, kommt mit einem Heer zurück, um ihren Vater zu retten. «Du hast eine Tochter, die befreit die Natur vom Fluch, den ein Paar über sie gebracht hat» (Lear, Akt IV, Szene VI, V. 205–207). Unweigerlich denkt man an Adam und Eva, und hinter Cordelia scheint die Figur des Christus auf, der die Sünde Adams und Evas tilgt. Und nicht nur hier erscheint Cordelia als Christusfigur. Als Lear und Cordelia sich erstmals wieder treffen, bittet er auf Knien um Vergebung. Denn sie hätte, nicht wie ihre Schwestern, Grund zum Groll gegen ihn. Darauf sagt sie nur: Kein Grund, kein Grund; in diesen Worten ist eine Liebe, die die Seele löst und heilt. Ein Verzeihen, das in die Dunkelheit und Kälte strahlt, das durchsichtig wird auf Jesus selbst und seine Botschaft.

Und es scheint alles gut zu werden. Sogar als die Bösen dieses Stücks in der Schlacht siegen, bleibt Lear immer noch der Raum ihrer Zuneigung, die Alternative zur harten Aussenwelt, ein verinnerlichtes Arkadien der christlichen Liebe. Lear singt diesem Idyll der Liebe, die selbst im Gefängnis leben kann, ein berührendes Hohelied.

Da lass uns singen wie Vögel in dem Käfig.
 Bittest du um meinen Segen, will ich knien
 und dein Verzeihn erlehn. So wollen wir leben,
 beten und singen, Märchen uns erzählen
 und über goldne Schmetterlinge lachen.
 Wir hören armes Volk vom Hofe plaudern
 und schwatzen mit; wer da gewinnt, verliert,
 wer in, wer aus der Gunst; und nehmen
 das Geheimnis der Dinge auf uns,
 als wären wir Spione Gottes.
 (Lear, Akt V, Szene III, V. 9–17)

Die alte Sage, die Shakespeare den Stoff zu diesem Stück geliefert hatte, sah tatsächlich ein Happy End vor, samt Hochzeitsglocken und Erhaltung von Lears Dynastie. Doch am Ende dieser dunkelsten aller Tragödien steht der rätselhafteste Eingriff, den Shakespeare je an einer seiner Quellen vornahm. Am Ende steht die sinnlose Ermordung Cordelias. In der letzten Szene trägt Lear den Leichnam seiner Tochter auf die Bühne. Es ist wie bei einer Pietà, bei der Darstellung der trauernden Maria mit dem Leichnam Jesu in den Armen. Cordelia hat im Lauf des Stücks immer mehr die Züge von Christus angenommen. Nun spielt Lear in diesem neuen Passionsspiel den Part des Trauernden. Eine Pietà mit vertauschten Geschlechterrollen. Und Lear, Vater und König, übernimmt als Vater der Christusfigur auch die dritte Rolle in jener alten, mächtigen, lastenden Dreieheit: Vater, König, Gott.

Aber er ist ein Gott, der verzweifelt und stirbt. Lange vor Nietzsche, der im 19. Jahrhundert den Tod Gottes verkündigte, zeigt ihn Shakespeare auf seiner Theaterbühne. Bei Nietzsche spielte neben dem Triumph auch die Angst des einsamen Kindes mit, das in den Wald ruft und auf eine Antwort oder wenigstens ein Echo wartet. Bei Lear aber ist es ein Verlust aller Hoffnung: Die erlösende Liebe seines Kindes stirbt ins Nichts hinaus. Lear selbst sucht verzweifelt nach Lebenszeichen; und er glaubt sogar eines zu erkennen. «Nur das Elend sieht Wunder – fast» (Akt II, Szene II, V.163–164). Am Ende von King Lear bleibt nur ein Karfreitag ohne Ostern. Gibt es eine tiefere Anfrage an das Christentum?

Nein, kein Leben.

Ein Hund, ein Pferd, eine Ratte soll Leben haben,
und du nicht einen Hauch? Du kehrst nicht wieder,
niemals, niemals, niemals, niemals, niemals.

(Lear, Akt V, Szene III, V. 304–307)

Das fünffache *never* Lears hallt durch die Geschichte der Neuzeit. Für Shakespeare aber markierte King Lear auch einen Schluss-

stein. Hier war gesagt, was er einmal sagen musste. Vater, König, Gott; wenn einer fällt, brechen auch die anderen ein. *Diese Religion*, die in den Gegensätzen von oben und unten, von Gott und Mensch denkt, ist tot. Diese Religion, die bloss die irdischen Machtverhältnisse in den Himmel projiziert und umgekehrt unsere Hierarchien heiligt, ist tot.

Doch King Lear ist nicht Shakespeares letztes Wort, wie der Karfreitag nicht das letzte Wort der Bibel ist. Etwa ein Jahr später stirbt auf der Shakespearebühne eine andere gescheiterte Figur, diesmal eine Königin (Kleopatra). Doch dieses Mal ist der Tod für sie keine letzte Grenze. Eine Vertraute, die ihr in den Tod nachfolgen wird, richtet sie zärtlich her, und ihre letzten Worte öffnen den Horizont weit. «Deine Krone sitzt schief; ich rücke sie zurecht, und dann werde ich spielen» (Antonius und Cleopatra, V. 317–318).